

Kapitel 7

Wandlungen im Lebensstil

Während in sozialgeschichtlicher Perspektive die Klassengesellschaft recht stabil erscheint, ist in Hinsicht auf die „kulturellen“ Seiten der Gesellschaft, auf Lebensstile und Lebensformen, ein grundlegender Wandel eingetreten, der das heutige Großbritannien ganz anders erscheinen läßt als nach dem Krieg. Das hat nicht nur, aber auch mit einem gewachsenen Wohlstand zu tun. Denn die entscheidenden Charakteristika: gewandeltes Familienverhalten, die Ausbildung einer Jugendkultur und die Entstehung einer Freizeitgesellschaft, wären nicht möglich gewesen ohne die ökonomischen Freiräume, die durch die Wohlstandsgesellschaft eröffnet wurden. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß in Großbritannien diese kulturellen Modernisierungsvorgänge früher stattfanden als auf dem Kontinent. Das hängt sehr wahrscheinlich auch damit zusammen, daß in Großbritannien auch die Konsumgesellschaft früher entstanden ist. Die Avantgarde-Rolle Großbritanniens bei der Entwicklung der modernen Jugendkultur, insbesondere der Popmusik, ist so eine andere Seite des britischen *decline*. Jedoch darf darüber nicht vergessen werden, daß Großbritannien zwar Vorreiter war, aber die anderen europäischen Gesellschaften mit einem Abstand von fünf bis zehn Jahren nachzogen. Die Veränderungen der Familie und der Geschlechterbeziehungen, der generationellen Beziehungen, die Entstehung einer eigenen Jugendkultur und die Veränderung der Mediennutzung: all diese Entwicklungen sind gemeineuropäisch und, wenn man so will, auf der ganzen Welt vorzufinden; hier jedoch mit einer weitaus größeren Zeitverzögerung und anderen Brüchen.

Ein zentraler Faktor dieser kulturellen Wandlungen war, daß alle diese Entwicklungen zunehmend medial vermittelt werden. Veränderungen im Lebensstil oder Wertewandel werden in dem Moment, in dem sie entstehen, medial beobachtet und weiterkommuniziert; mehr noch, sie werden von den Medien nicht nur aufgegriffen, sondern auch wiedergefunden und nicht selten auch überhaupt erst erfunden. Moden und Subkulturen können sich nur verbreiten und als generationelle Marken dienen, weil sie auch, manchmal vor allem, Medienprodukte sind. Sie sind deshalb nicht mehr ohne weiteres als sozialgeschichtliche Marken zu deu-

ten, sondern sie sind Chiffren der Selbstbeschreibung: Gerade Jugendkulturen wählen aus einer Menge von Angeboten Lebensstile und Selbstdarstellungsformen aus, die ihnen am besten zu entsprechen scheinen. Solche Ausdrucksformen können also nicht mehr so sehr als unmittelbare Hinweise auf veränderte Lebensbedingungen denn vielmehr als Indizien für ein anderes Selbstbild gelten. Weder die Beatles noch die Punk-Kultur hätten ohne die Medien weitere Verbreitung gefunden; doch beide können nicht unmittelbar als die kulturelle Seite des sozialgeschichtlichen Ortes einer Generation dienen, sondern zunächst als Ausdruck der Vorstellung, die eine Generation von sich selbst hatte. Die schnelle Veränderung von Lebensstilen seit den späten fünfziger Jahren ist insofern auch ein Ausdruck der gestiegenen Bedeutung der Medien und nicht unmittelbar einer rapideren sozialgeschichtlichen Veränderung.

1. Familie und Generationen in den fünfziger Jahren

Spricht man von Lebensweisen, so muß für alle westlichen Gesellschaften (und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus) die Veränderung der Familie im 20. Jahrhundert als der Zentralprozeß gelten. Während in den USA manche dieser Prozesse schon vor dem Zweiten Weltkrieg begannen, ist in Europa der Krieg die Markscheide. Dabei waren allerdings nicht nur in Großbritannien die ersten Nachkriegsjahre geprägt von dem Versuch, an die Werte und Lebensformen einer vermeintlich heilen Vorkriegswelt anzuknüpfen und Vorstellungen von Geschlechterrollen und Erziehungsweisen wiederzubeleben, die aber im Lichte der Kriegserfahrung an Überzeugungskraft verloren hatten. In Großbritannien aber zeigen sich diese Phänomene in besonders hellem Licht, weil der Krieg hier die Gesellschaft scheinbar weitgehend unangetastet gelassen hatte.

Dennoch vollzogen sich in den fünfziger Jahren – früher als in den meisten anderen europäischen Gesellschaften, vor allem früher als in Deutschland – grundlegende Wandlungen: Erstens ein Rückgang der Geburtenrate, der durch die Verbreitung der Pille seit den sechziger Jahren zwar beschleunigt, aber durch sie nicht angestoßen worden ist. Damit wurden die Familien insgesamt kleiner. Zweitens veränderte sich seit dieser Zeit, beschleunigt seit den sechziger Jahren, das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Dies führte zu einem anderen Sexualverhalten wie auch zu einer – sehr langsamen – Veränderung der Rolle der Frau in der Familie und außerhalb. Und drittens ist ein Prozeß der sozialen Konvergenz zu beobachten: Zum Ende des Jahrhunderts unterschieden sich die Verhältnisse zwischen den einzelnen Klassen, vor allem zwischen der *middle class* und der *working class* weniger als nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch dies ist nicht umstandslos als ein Prozeß der sozialen Entdifferenzierung zu deuten, sondern hat auch Ursa-

Bevölkerung und Geburtenraten in Großbritannien, 1900–1990

	Bevölkerung (in 1000)	Geburten (pro 1000)
1900	41.400	28,2
1920	46.472	25,4
1940	48.226	14,6
1950	50.616	16,2
1960	52.372	17,5
1970	55.421	16,3
1980	55.945	13,2
1990	57.411	13,9

Quelle: Butler/Butler, 20th Century British Political Facts, 347 f.)

chen in der medial vermittelten Selbstbeschreibung: In Illustrierten, Ratgeberliteratur und Fernsehserien wurden Familienbilder vermittelt, die als übergreifende Chiffren der Vorstellung fungierten, wie eine Familie auszusehen habe.

Bei Kriegsende konnte man eine Gesellschaft vorfinden, die in Hinsicht auf ihr familiäres Verhalten zwar kriegsbedingte Störungen aufwies, die aber sehr schnell wieder in ein normales, und das heißt, ein traditionelles Muster fiel. Ähnlich wie in Deutschland wurde auch in England die Familie als Ort der Sicherheit nach dem Krieg und als primäres Bezugsfeld wieder aufgewertet. Die Zahl der Scheidungen, die 1947 mit 60.000 einen Höhepunkt gefunden hatte, sank schnell auf 25.000 Mitte der fünfziger Jahre ab. Danach stieg sie zwar wieder an, erreichte aber in der Mitte der sechziger Jahre auch nur etwa 35.000. Drei Viertel derer, die sich scheiden ließen, heirateten auch wieder. Trotz der sinkenden Scheidungsraten blieb aber auch die Zahl der Kinder auf niedrigem Niveau. Der Hauptgrund dafür lag in den nach wie vor schlechten Bedingungen für junge Familien, insbesondere der fehlende Wohnraum. Darüber hinaus ist der schlechte Zustand der Wohnungen einzukalkulieren: 1951 hatte ein Drittel aller englischen Häuser kein Bad. Die Familiengröße war aber keineswegs direkt proportional zur sozialen Klasse: Während die Ärmsten dazu tendierten, die meisten Kinder zu haben, hatten Mittelklassefamilien gemeinhin mehr Kinder als Arbeiterfamilien – der Grund lag vermutlich in den besseren Bedingungen, die sie jenen bieten konnten. Auf's Ganze gesehen kann man über die Jahrzehnte eine Angleichung der sozialen Klassen in Hinsicht auf ihre Geburtenrate beobachten.

Die Familie blieb bis in die späten sechziger Jahre das Normalmodell der Lebensplanung. Wenn sich auch die Frauen ihren Platz in der Erwerbsgesellschaft eroberten, so blieben doch traditionelle Werte ziemlich lange leitend. In einer Untersuchung Geoffrey Gorers von 1969 sprachen sich zwei Drittel der Frauen, aber

nur etwa die Hälfte der Männer gegen vorehelichen Geschlechtsverkehr aus. Allerdings gaben 43 Prozent der Befragten zu, vor- oder außerehelichen Geschlechtsverkehr gehabt zu haben, und es spricht viel für die Annahme, daß die meisten davon Männer waren. Denn vor allem Männer fanden Sex in der Ehe sehr wichtig, und der Großteil der Frauen glaubte, daß Frauen weniger Genuß beim Sex empfänden als Männer. Nur die Hälfte der Frauen meinte, daß Sex in einer Ehe sehr wichtig sei – 1969 waren es über zwei Drittel. In diesen Zahlen zeigte sich eine langdauernde Differenz der Geschlechter, und zwar nicht nur in Hinsicht auf soziale Positionen und Lebenschancen, sondern auch in Hinsicht auf die Einschätzungen der Betroffenen selbst: Frauen wie Männer glaubten, daß die Geschlechter fundamental unterschiedlich seien. In dieser Hinsicht dauerte es lange, bis die Vorkriegszeit überwunden war.

Die Kriegserfahrung hatte allerdings das Verhältnis zu den Kindern verändert. Sie wurden nun als wertvoller angesehen, was das Erziehungsverhalten der Eltern veränderte. Die Prügelstrafe nahm langsam an Gewalttätigkeit ab, wenn sie auch noch nicht außer Übung kam. Schon im Krieg hatte die öffentliche Sorge um den Gesundheitszustand der Kinder zugenommen und ihren Ausdruck in der flächendeckenden Ausgabe von Schulmilch an alle Kinder gefunden, die von der ersten Labour-Regierung verfügt wurde. Nach dem Krieg war der Gesundheitszustand der Kinder insgesamt erheblich besser als vor dem Krieg, sie waren im Durchschnitt größer und schwerer als vor 1939.

Der Krieg hatte auch die Lebenswelt der Jugendlichen verändert; er hatte ihnen durch die geringere Kontrolle relativ viele Freiräume eröffnet und zu einer Kultur von umherstreifenden Jugendgangs geführt. Aus dieser sozialen Erfahrung kam die Figur des rebellierenden (meist männlichen) Jugendlichen. Der Teddy Boy (mit Röhrenhose, Jeans- oder Lederjacke und Tolle) oder der geschorene Skinhead mit schweren Stiefeln und grobem Hemd: diese Sozialfiguren entstammten einer Arbeiterkultur, in der die Jugendlichen sich teilweise recht rüde von der Erwachsenenwelt absetzten. Durch die Politik der Vollbeschäftigung kamen diese „Halbstarken“ jetzt, nach dem Krieg, relativ schnell zu Geld und erwarben sich mehr Selbstbewußtsein. So verwundert es nicht, daß in den fünfziger Jahren viele Eltern der Ansicht waren, daß die Kinder mehr Disziplin bräuchten. Doch das Verhältnis veränderte sich noch deutlicher durch den Aufbruch der Jugendkultur in den sechziger Jahren.

2. Der kulturelle Aufbruch seit dem Ende der fünfziger Jahre

Drei Momente sind es, die in Großbritannien seit dem Ende der fünfziger Jahre und mithin fünf bis zehn Jahre vor den anderen europäischen Gesellschaften einen Aufbruch zeitigten, der zunächst die kulturellen Muster und erst danach – im

großen und ganzen zehn Jahre später – sozialgeschichtliche Veränderungen mit sich brachte: Erstens der zunehmende Wohlstand, der sich in einer Konsumkultur äußerte, die erstmals bis weit in die Arbeiterklasse reichte und nun auch die junge Generation erfaßte. Die Vollbeschäftigung hatte nicht nur dazu geführt, daß so gut wie alle jungen Leute, die arbeiten wollten, Arbeit hatten, sondern bescherte auch höhere Löhne, so daß gerade diejenigen Schichten, die früher aus dem Bildungssystem entlassen wurden, also die Arbeiterjugendlichen, finanziell relativ selbständig waren; sie prägten die ersten Jahre einer entstehenden Jugendkultur. Vergleichsweise viel Freizeit (die britische Schule ist eine Ganztagschule) trug zusätzlich dazu bei, daß die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen in der zu füllenden Zeit nach Konsummöglichkeiten suchten.

Ein zweiter Grund widerspricht dem ersten nur scheinbar. Die Bildungsexpansion, die in Großbritannien deutlich früher einsetzte als auf dem Kontinent, führte dazu, daß mehr Jugendliche als zuvor – und mehr Mädchen als zuvor – mehr Zeit als früher in der Schule verbrachten. Damit weitete sich die Jugendphase aus und es entstand eine Adoleszenzphase, in der die Jugendlichen körperlich erwachsener und geistig weiterentwickelter waren – auch die Schulmilch trug zu Akzelerationsprozessen bei, die dazu führten, daß man 1960 bereits mit siebzehn Jahren körperlich ausgereift war, verglichen mit 1900 sehr viel früher (damals war dieses Stadium erst mit 23 erreicht gewesen). Damit wurde eine Lebensphase möglich, die in hohem Maß gruppen- und freizeitorientiert war. Diese Freizeitkulturen waren nun viel mehr Kulturen von Generationen als von Klassen, wie noch in der Vorkriegszeit; die industrielle Produktion (etwa in Jugendmode, Popkulturen, Jugendliteraturen) zielte jetzt auf eine „klassenlose“ Freizeitkultur konsumstarker Jugendlicher. Gleichzeitig war diese Jugendkultur viel stärker als früher durch Selbstbeobachtung charakterisiert: Das eigene Jungsein war ein zentrales Thema, das in Liedern, Filmen und in Moden behandelt wurde. Damit ging eine Selbstverwirklichungssemantik einher, die etwa in der Stilisierung der literarischen Bewegung der *angry young men* oder in der Hippiebewegung eine neue Subjektivität in den Vordergrund rückte, mit der die junge Generation sich von der älteren unterscheiden wollte. Fragen des Lebensstils, Mode, Musik, Sex, Wohnformen wurden wichtig, aber auch die Kritik an sozialer Ungleichheit und der britischen Behäbigkeit, die als eine Sache der „Alten“ galt.

Ein drittes Moment ist der Einfluß der amerikanischen Jugendkultur, die viele dieser Momente früher entwickelt hat. Hier, wo das Trauma der Weltwirtschaftskrise fortwirkte und in der Ära des Kalten Kriegs und der Furcht vor Kommunisten ein hohes Maß an sozialer Kontrolle wirkte, entstanden die literarischen Topoi vom Tramp, vom *angry young man*, hier entwickelte sich aus weißen und schwarzen Volksmusikformen auf der Basis von Jazzmotiven der Rock'n'Roll, der die wichtigste musikalische Erfindung des 20. Jahrhunderts werden sollte. Hier

entstand die Sozialfigur des Beatnik: ein intellektueller, avantgardistischer Außenseiter, der Anleihen beim Nihilismus nahm und sich als außerhalb der Gesellschaft stehend definierte. In Amerika wurden zuerst Kinohelden wie James Dean erfunden, Medienfiguren, die die Selbstbeschreibung ganzer Generationen prägen sollten. Der amerikanische Einfluß ist in ganz Europa spürbar gewesen. In Großbritannien war er besonders wirksam, weil durch das Fehlen einer sprachlichen Hürde und das Gefühl von „Verwandtschaft“ Trends viel leichter Eingang fanden. Anders als etwa in Frankreich, wo ein tiefverwurzeltes kulturelles Superioritätsbewußtsein sich mit einem ebenso tiefliegenden Antiamerikanismus verbanden, konnten James Dean und Bill Haley viel leichter Eingang finden.

Einige Daten für das Entstehen einer Jugendkultur in Großbritannien lassen sich leicht angeben: 1955 eröffnete Mary Quant in King's Road, Chelsea, ihre erste Boutique. Die Erfinderin des Minirocks hatte damit einen Typ von Verkaufsgeschäft kreiert, der gleichzeitig Programm war. Nicht beim Schneider, der individuelle Mode auf Bestellung machte, nicht im Kaufhaus, wo gleichförmige Mode von der Stange zu haben war, sondern in einem kleinen Geschäft kaufte man ein individuelles Kleidungsstück und gleichzeitig einen Stil mit dazu. Die Mode der Jugend wurde als eine Kultur der Individualität geboren, die sich von der einförmigen Klassenkultur der britischen Gesellschaft absetzte. Die Carnaby Street, nahe dem Oxford Circus, wurde für Jahrzehnte das alternative Modezentrum der Welt.

Ein anderes Datum ist der Bill Haley-Film „Rock Around the Clock“, der 1956 in die britischen Kinos kam und Aufruhr auslöste. Noch mehr Effekt hatte eine Englandtournee Bill Haleys 1957. Dieses epochale Ereignis war die erste Musikveranstaltung, die Jugendkrawalle auslöste. Es führte außerdem zur englischen Suche nach einer eigenen, ähnlichen Musik. In industriellen Zentren wie Liverpool entstanden die ersten Skiffle-Groups, die die lokale Volksmusik mit Rock'n'Roll verbanden. Eine dieser Skiffle-Groups der ersten Stunde waren die Quarrymen („Die Steinbrecher“), die sich schon 1956 unter der Führung des sechzehnjährigen John Lennon in Liverpool zusammenfanden. Zusammen mit dem gleichaltrigen Stuart Sutcliffe und den beiden Vierzehnjährigen Paul McCartney und George Harrison sowie dem örtlich schon gut bekannten Schlagzeuger Pete Best versuchten sie sich an einem aggressiven Rock'n'Roll, der auch deshalb sehr roh klang, weil es noch keine Mikrophone gab und die Sänger die elektronisch verstärkten Instrumente überschreien mußten. Die Quarrymen, die sich bald in „The Silver Beatles“ umbenannten, kamen schnell zu lokaler Berühmtheit, was einiges hieß, denn zu dieser Zeit gab es allein in Liverpool 300 Gruppen. Für die nationale Prominenz bedeutete es nicht viel.

1960 gingen sie für ein halbes Jahr nach Hamburg, um dort im bekannten „Star Club“ zu spielen. Dort trafen sie auf Astrid Kirchherr, die als Freundin Stu Sutcliffes vor allem insofern großen Einfluß auf die Band nehmen sollte, als sie

ihnen das Image verpaßte, das sie ab da zum Erfolg führen sollte. Sie war es, die den „Pilzkopf“-Haarschnitt erfand. Die vier trugen Anzüge ohne Kragen und befließigten sich einer aggressiven Attitüde. Heute würde man sie eine Boy Group nennen. Sie benannten sich in „The Beatles“ um, eine Namengebung, die das erste Mal ihre Genialität zeigte. „Beatle“ war nämlich in dieser Schreibweise ein Wortspiel, das sich einerseits bezog auf die Musikmode des Beat, der wiederum ein Derivat der amerikanischen Beatniks war und in der Selbstbenennung aggressiver Motorradgangs wieder auftauchte. Andererseits bedeutete das gleich ausgesprochene „beetle“ nicht nur „Käfer“, sondern auch „Stampfer“ und assoziierte damit die musikalische Härte und Aggressivität, die schon beim Namen „Quarrymen“ angeklungen war. Die Musik, die sie nun langsam zu einem eigenen Stil entwickelten, ging aber eigentlich in eine andere Richtung, denn sie kombinierte eine zuvor nicht gehörte Mischung aus Rock’n’Roll amerikanischer Machart (wie Little Richard und Chuck Berry) und der Mehrstimmigkeit von Soft-Gospel-Gruppen (wie The Drifters oder The Shirelles), die bis dahin in England keine Resonanz gefunden hatte. Rock’n’Roll mit dreistimmigen Gesängen, vokalen Frage- und Antwort-Spielen, Falsettspitzen und lange ausgehaltenen Phrasen: das war neu.

Musikalische Innovation und Bühnenpräsenz allein reichten nicht aus. Schon die Beatles waren nicht denkbar ohne ein gutes Management. Sie hatten das Glück, auf Brian Epstein zu treffen, der musikalisches Verständnis mit Marketingbegabung verband, und der es als seine Aufgabe ansah, die musikalisch interessanten Gruppen des „Mersey Beat“ der Liverpoolszene groß zu machen. Fünf Schallplattenfirmen lehnten die Beatles ab, bis es Epstein gelang, George Martin vom EMI-Konzern zu überzeugen, der die musikalischen Qualitäten der Gruppe erkannte. Mit ihrem neuen Drummer Ringo Starr veröffentlichten die Beatles 1962 „Love Me Do“, das es bis Platz 17 der britischen Hitparade brachte. „Please Please Me“ landete schon auf Platz 2, danach wurden alle Singles zu Nr. 1-Hits. Da die Beatles alle Instrumente selbst spielten und eine immense Bühnenerfahrung mitbrachten, transportierten sie die Frische und Unbekümmertheit der Songs auch auf die Platten, die klangen, als ob sie unmittelbar von der Bühne aufgenommen worden wären.

Die Beatles wagten den Sprung nach Amerika, wo ihre ersten vier Platten keinen größeren Erfolg hatten. Intensives Marketing der Plattengesellschaft für „I Want To Hold Your Hand“ (1963) führte diese Single auf Platz 1, und nun war der Knoten geplatzt. Die Top-Position der amerikanischen Hitparade war im ersten Halbjahr 1964 ohne Unterbrechung von den Beatles besetzt, und im März waren die ersten fünf Plätze allein ihnen vorbehalten. Sechzig Prozent aller in diesem Jahr in den USA verkauften Singles waren Beatles-Produktionen! Ihre erste Amerikatour, die in diesem Jahr stattfand, lieferte die Bilder von ohnmächtigen und hysterischen Mädchen, die man heute mit der „Beatlemania“ verbindet. Hier

wurde nun ihr Image um einige charakteristische Akzente korrigiert. Sie verloren den aggressiven Touch, der sie in England populär gemacht hatte, und näherten sich dem Bild der Liebblingsschwiegersöhne, die immer ein wenig Distanz zum anderen Geschlecht hielten, aber gleichwohl laszive Untertöne zeigten. Hier nun, mit Blick auf den amerikanischen Markt, wurde das Image der wohlhabenden *middle class*-Band vollständig, das seither die Beatles bestimmt. Dabei waren sie nichts weniger als das. Während Paul McCartney und George Harrison der *lower middle class* angehörten, kamen John Lennon und Ringo Starr aus der Unterschicht, mit zerrütteten Familien und abgebrochenen Schulkarrieren (McCartney äußerte später einmal, er habe geglaubt, er sei etwas Besseres als Ringo Starr, weil er in der Prima gewesen war und Starr nicht). Man kann die Beatles und ihre Selbstdarstellung als aufstiegsorientiertes Bemühen interpretieren, auf der Suche nach Akzeptanz bei den „besseren“ Schichten.

Genau dem entgegengesetzten Image folgten die einzigen Rivalen der Beatles in den sechziger Jahren: die Londoner Rolling Stones. So sehr sie sich als aggressiv proletarische Revolutionäre und Machos gaben: sie entstammten der *middle class*. Leadsänger Mick Jagger war Student an der London School of Economics, zwei andere Band-Mitglieder gingen zur Art School. Das wilde Image wurde ihnen von ihrem Manager Andrew Oldham verpaßt, der damit auf größere öffentliche Resonanz hoffte. Die Stones entstammten dem Blues-Stall von Alexis Korner, dem „Vater des weißen Blues“, der in den Sechzigern den Blues in London etablierte und eine Menge Talente förderte, darunter auch Eric Burdon, Joe Cocker und Robert Plant, den späteren Sänger von Led Zeppelin. Die Stones blieben dem Boogie-Blues, den sie dort lernten, immer verhaftet, kombinierten ihn aber mit sexuellen und politisch aggressiven Texten, in denen ihre Zuhörer sich wiederfanden. Die Attitüde der bürgerlichen Revolution paßte perfekt zu den sechziger Jahren und fand viele Nachahmer.

Gleichzeitig waren diese verschiedenen Images der beiden erfolgreichsten britischen Bands der Sechziger auch ein Anzeichen für das Verschwimmen von Klassengrenzen im Zeichen eines neuen generationalen Gemeinschaftsgefühls. Die Hymne dafür lieferten „The Who“ mit ihrem Song „My Generation“ (1964), in dem es hieß „I hope I die before I get old“. Die neue Pop-Jugendkultur, die von Männern dominiert wurde, bestand nun, im Unterschied zu früher, vor allem aus Gruppen, die sich selbst zusammengefunden hatten, die ihre Instrumente selbst spielten und möglichst nur eigene Stücke brachten. Der Aufbruch einer generationalen Musikkultur verband sich mit einer Betonung der Subjektivität und des Selbermachens. Dennoch ist die Szene ohne die Medien nicht zu denken. Ohne ein professionelles Management, das seinen Klienten ein marktgängiges Image verpaßte und sie bei den Schallplattenfirmen und im Radio plazierte, wären die Beatles und die Rolling Stones erfolglos gewesen. Ohne die neue Musikpresse,

insbesondere den *Melody Maker* und den *New Musical Express*, die in den fünfziger Jahren anfangen, Hitparaden zu veröffentlichen, und damit einen sportiven Akzent des Wettbewerbs in den Musikmarkt brachten, wäre die Popmusik nicht denkbar gewesen. Zwar hatte es schon vorher Hitparaden auf der Basis der verkauften Notenblätter gegeben; doch nun wurden die Schallplatten zur Basis des gemessenen Erfolgs. Dieses neue Medium wurde zum Kennzeichen einer medial vervielfältigten Musikszene, die ihre Lieblingsstücke in der Originalversion – die damit einen neuen Stellenwert erhielt – überall hören konnte. Aus den Schallplattenfirmen wurden Konzerne, die versuchten, das Popgeschäft mit Talentsuchern planbar zu machen. Diskotheken entstanden, in denen man nun nicht mehr zu live gespielter Musik tanzte, sondern zu von DJs aufgelegten Kultstücken, die mit Assoziationen und Emotionen belegt waren.

Neben der Schallplatte war es insbesondere das Radio, das zum Träger neuer kultureller Zuschreibungen und Vergemeinschaftungen wurde. Die Voraussetzung dafür war die Erfindung des Transistors, der aus großen, kofferartigen Geräten kleine, transportable werden ließ. Nun saß nicht mehr die ganze Familie um das Heimradio und hörte zu, sondern im batteriebetriebenen Koffer- und im Autoradio konnte man Radio hören, wo man wollte. Piratensender, die auf Schiffen betrieben wurden, übermittelten die neuesten Hits und Trends der britischen jungen Generation. Denn noch lange gab es in der BBC keine Jugendsender. Das Fernsehen hatte demgegenüber eine etwas andere Funktion. 1961 erreichte es ca. 75 Prozent der Bevölkerung. Es wurde nie so mobil wie das Radio, und es blieb in seinem Themenspektrum in viel höherem Maß ein Programm für alle: Während das Radio ganze Kanäle als Jugendsender zurichtete, begnügte sich das Fernsehen damit, Sendungen auszustrahlen, die die neueste Popmusik zum Thema hatten (wie *Top of the Pops* oder *Juke Box Jury*). Das Fernsehen blieb somit ein Programm für die ganze Familie, und verbreitete gerade dadurch das Programm einer neuen Jugendkultur über die eigentliche Generation der Jugendlichen hinaus.

3. Konsumgesellschaft und Wertewandel

Die Jugendkultur, die seit den späten fünfziger Jahren entstand, meldete eine Gleichberechtigung ganz neuer Art an: die der Generation, bekräftigt in der Gemeinsamkeit des Lebensstils, der die Klassenunterschiede überspannte. Jugendkrawalle, „Halbstarke“, jugendliche Mode und Geschlechterverhältnisse: hier stand die Botschaft eines neuen Lebensstils auch für einen Wertewandel, der bei den Älteren massive Ängste auslöste. Am deutlichsten und für die Zeitgenossen am schockierendsten war dieser Wandel in der zunehmenden Propaganda für den Gebrauch von Drogen, der in den sechziger Jahren geradezu als der Inbegriff einer

anderen Auffassung vom Leben gelten sollte. Zwei Momente sind dabei zentral: Erstens war die Drogenkultur durch einen Prozeß der Pluralisierung gekennzeichnet: Die neuen Drogen, die in den sechziger Jahren und seither popularisiert wurden, verdrängten ältere Drogen nicht, sondern sie erweiterten das Spektrum – die Auswahl vergrößerte sich. Zweitens – dies hängt mit dem ersten Punkt zusammen – hatten Drogen durch diese Pluralisierung in hohem Maß selbst symbolische Funktion; indem sie als Ausdruck einer bestimmten Lebensauffassung galten, organisierten sich Subkulturen um spezifische Drogen herum. Ob man Marihuana rauchte, Amphetamine oder LSD zu sich nahm, war eine Aussage, welchem Milieu man sich zugehörig fühlte. Daraus erwuchsen dann auch Kleidungsstil oder Musikvorlieben. All dies gilt nicht für Alkohol, der seit jeher eine gruppenübergreifende Droge gewesen ist und nur in der Art der Benutzung – welche Getränke, in welchem Umfeld – soziale Differenzierung zeigte.

Seit den frühen fünfziger Jahren gab es Amphetamine, Aufputschmittel. In ihrer bekanntesten Form, einer dunkelroten Pille in Herzform („the purple heart“), wurde sie besonders von den *mods* konsumiert und galten als Droge für aktive Menschen. Erst 1964 wurden Amphetamine gesetzlich verboten – aber es gibt sie noch heute. Das Heroin war im Ersten Weltkrieg entdeckt und als Schmerzmittel benutzt worden, worauf noch der Name (abgeleitet von Heros = Held) hindeutet. Sein spektakulärer Erfolg in diesem Feld erwuchs daraus, daß es anders als das Morphium, aus dem es entwickelt wurde, als nicht süchtig machend galt. Wie andere Nadeldrogen und das Kokain war es ursprünglich ein Rauschmittel für Intellektuelle, unterlag aber mit der Öffnung der Transportwege aus dem Mittleren Osten – gerade innerhalb des *Commonwealth* – und der Vereinfachung der Laborherstellung einem Proletarisierungseffekt. Seit den achtziger Jahren wurde es in der Punkszene konsumiert, die damit ihrem Nihilismus des „No Future“ symbolisch Ausdruck verleihen konnte. Aus der amerikanischen Hippiekultur kam das LSD (Lysergsäurediäthylamid), eine synthetische Droge, die als bewußtseinsweiternd galt und von ihrem Propheten, Timothy Leary, wie eine Heilsbotschaft propagiert wurde. Auch in der britischen Popkultur wurde sie vielfach verherrlicht, so auch von den Beatles, deren Song „Lucy in the Sky with Diamonds“ die Erfahrung eines Trips wiedergab, codiert in den Anfangsbuchstaben der Substantive. Den größten Erfolg, der gleich dem Alkohol weit über die sozialen Klassen hinaus ging, hatte freilich das Cannabis, das vor allem von den westindischen Einwanderern eingeführt wurde und in seinen verschiedenen Formen – als Marihuana, Haschisch usw. – ein spektakulärer Erfolg wurde. 1970 wurde die Zahl der Cannabisnutzer in England auf eine bis zwei Millionen geschätzt – heute sind es sicher weit mehr.

So sehr diese Drogen als Ausdruck eines Lebensstils propagiert wurden und es subjektiv auch waren, so sehr gilt es aber zu betonen, daß auch sie Ausdruck der

Konsumgesellschaft waren, denn zum einen war ja auch Drogenkonsum Konsum, und zwar ein relativ teurer, gerade im Vergleich zum klassischen Rauschmittel Alkohol. Zum anderen bedurfte der Konsum von Drogen gewisser Freiräume. Man brauchte Zeit, Gelegenheit – also etwa eigene Wohnungen – sowie die Möglichkeit zu einer zumindest zeitweiligen Abstinenz von der Leistungsgesellschaft; Genuß mußte zu einem akzeptierten Wert geworden sein. Wie sehr die Drogenkultur als Ausdruck einer gewandelten Einstellung gelten kann, ist daran zu ersehen, daß 1969 das britische Unterhaus die Legalisierung weicher Drogen debattierte.

Mit der Jugendkultur verbanden sich aber nicht nur andere Konsummuster, sondern, noch viel wichtiger, ein moralischer Wandel, der insbesondere das Verhältnis der Geschlechter untereinander veränderte. Rock'n'Roll hatte die Botschaft sexueller Freizügigkeit verkündet, ebenso wie die Hippiebewegung, die aber in Europa nie die Bedeutung gewinnen konnte, die sie in den USA hatte. Die sexuelle Befreiung war gegen die viktorianischen Standards gerichtet, was sich am deutlichsten in der Frauenmode zeigte. Der Minirock, der einige Jahre das alternativlose Kleidungsstück der Jugendmode war, wies auf ein neues sexuelles Selbstbewußtsein der Frauen, und daß er in Großbritannien erfunden wurde, beleuchtet die Vorreiterrolle des Landes. Sieht man von diesen Accessoires ab, die von Eltern, Erziehern und Medienpredigern als obszön empfunden wurden – daß die Vergewaltigungsraten innerhalb von fünf Jahren um neunzig Prozent anstiegen, wurde dem Minirock zugeschrieben –, so war es weniger eine Revolution als vielmehr ein schleichender Wandel, mit dem man es zu tun hatte. Denn der Wandel der Moral war ein längerfristiger Trend, der nach dem Krieg die Gesellschaft sukzessive erfaßte. Dennoch kann man auch hier ein Datum festmachen, zu dem vieles kulminierte: Das Jahr der sexuellen Befreiung in Großbritannien war 1967. Seit diesem Jahr war es möglich, Verhütungsmittel über den *National Health Service* zu beziehen. In diesem Jahr wurde auch der *Abortion Act* verabschiedet, der es erlaubte, aus medizinischen oder psychologischen Gründen abzutreiben. Der NHS bot dafür einen Service an. Im gleichen Jahr wurde der *Sexual Offences Act* verabschiedet, der die Homosexualität aus der Illegalität befreite. Die Gleichzeitigkeit dieser Maßnahmen sorgte für einen kumulativen Effekt. Denn innerhalb eines Jahres wurde nicht nur die Schwulenbewegung plötzlich öffentlich, etwa in der Eröffnung schwuler Lokale, sondern es wurde auch über Abtreibung und Verhütung gesprochen und beides angewandt. Die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche stieg schnell an. Gegenüber den offiziellen Zahlen muß aber eingewandt werden, daß die Zahl der illegalen Abbrüche vorher auf 30.000–100.000 pro Jahr geschätzt wurden, häufig mit schlimmen gesundheitlichen Folgen. Die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs führte also möglicherweise nicht zu sehr viel mehr Abbrüchen, vielleicht aber zu sehr viel weniger Opfern unter den schwangeren Frauen.

Legale Schwangerschaftsabbrüche in England und Wales, 1970–2000

Jahr	Absolut	/1000 Geburten
1970	76.000	96
1980	129.000	195
1990	174.000	248
2000	185.000	311

Quelle: Butler/Butler, 20th Century British Political Facts, S. 350; Office of National Statistics. <http://www.statistics.gov.uk>

Auch Verhütungsmittel machten nun sehr schnell ihren Weg in die Mitte der Gesellschaft. In den siebziger Jahren wurden sie bereits von 75 Prozent der Frauen benutzt, allerdings nach einem andern Muster als bei deutschen Frauen. Denn während etwa ein Drittel der Frauen mit der Pille verhüteten, wurde ein knappes Viertel der Verhütung mit Sterilisationen bestritten. Die Pille war damit in vieler Hinsicht mehr eine Folge denn ein Auslöser. Sie war eine zusätzliche Möglichkeit der Schwangerschaftsverhütung, aber viele der sexuell aktiven Frauen benutzten sie überhaupt nicht. Allerdings gab sie ihnen ein Gefühl der Sicherheit und damit auch Dimensionen des Genusses, die sie vorher nicht hatten.

Eine weitere Station im Wertewandel war die Erleichterung der Scheidung im Jahr 1969. War sie bis dahin nur wegen Ehebruchs möglich gewesen, galt nun das Zerrüttungsprinzip: Nach zwei Jahren der Trennung war die Scheidung unabhängig von der Verschuldung möglich, nach fünf Jahren auch ohne die Einwilligung des Partners. Diese Regelung, die sich als vorbildhaft für Europa erwiesen hat und seit 1977 auch in Deutschland galt, wurde interessanterweise von Feministinnen als „Casanova’s Charter“ kritisiert – denn der Mann, von dem man annahm, daß er eher untreu sei als die Frau, kam ungestraft davon. Innerhalb von fünf Jahren verdoppelten sich die Scheidungsraten, und 1980 wurde ein Drittel der Ehen im Zeitraum von bis zu 25 Jahren geschieden. Häufig wurde wieder geheiratet, doch Geschiedene ließen sich auch überproportional häufig wieder scheiden.

Auch die unehelichen Geburten nahmen deutlich zu, von etwa fünf Prozent der Gesamtgeburten in den Fünfzigern auf über zwanzig Prozent am Ende der sechziger Jahre. Die Zahl der alleinstehenden Mütter (ohne Partner) nahm dagegen ab: Hatte 1975 noch die Hälfte der Mütter von unehelichen Kinder keinen Partner, so war es zehn Jahre später nur mehr ein Drittel. Hier deutete sich ein Wandel im Lebensstil an, der darauf hinauslief, daß man zwar zusammenlebte und auch Kinder bekam, aber nicht mehr oder erst sehr viel später heiratete. 1980 hatte schon ein Drittel derer, die heirateten, vor der Ehe zusammengelebt. Man tat sich später zusammen, hatte mehr Vorerfahrungen, ein höheres Alter bei der Geburt der Kinder, weniger Kinder und höhere Scheidungsraten.

All dies sind nicht nur Daten, die eine zunehmende Gestaltbarkeit der Lebensformen anzeigen, sondern auch eine größere Gleichberechtigung der Frauen. Das galt sicher in Hinsicht auf die Frage, wie Frauen leben wollten. Es galt aber nicht ohne weiteres, wenn man über die ökonomischen Möglichkeiten und die Stellung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt sprach, obwohl viele der Befunde bei diesen Themen unterschiedlich interpretierbar sind. So nahm die Frauenerwerbsquote enorm zu: während am Anfang der fünfziger Jahre etwa ein Drittel der Frauen zwischen 20 und 64 Jahren arbeitete, waren es 1981 über 60 Prozent und zum Ende des Jahrtausends zwei Drittel. Heute sind 45 Prozent der Arbeitskräfte weiblich. Jedoch gelang es den Frauen nicht in demselben Maße, in die Chefetagen vorzudringen. Ein Grund dafür war, neben den Abwehrmechanismen einer von Männern dominierten Arbeitsgesellschaft, daß zunehmend mehr Frauen in Teilzeitjobs tätig waren. 1951 hatten 88 Prozent der Frauen voll gearbeitet. Am Ende des Jahrtausends waren es nur noch etwa 55 Prozent, und dies trotz des Umstands, daß die Kinderzahl abnahm und Frauen mit kleinen Kindern häufiger diese Art der Erwerbstätigkeit wählten. Im Niedriglohnssektor sind Frauen dreimal so häufig wie Männer, und das liegt nur zum Teil daran, daß sie nach einer Babypause wieder in den Beruf zurückkehren und dort auf niedrigen Lohnstufen wieder anfangen. Im rapide expandierenden Dienstleistungssektor sind Jobs dieser Art sehr viel häufiger als im Produktionssektor, und Frauen werden hierbei besonders häufig rekrutiert. Wenngleich Frauen also heute in höherem Maße wirtschaftlich selbstständig sind und über eigenes Geld verfügen als nach dem Krieg, haben sie in Hinsicht auf Karriere und Bezahlung keineswegs aufgeholt. Jedoch gibt es Hinweise, daß Frauen die Teilzeitarbeit – nicht die schlechte Bezahlung! – nicht nur als Diskriminierung empfinden, sondern auch als die Möglichkeit, Freiräume jenseits der Berufsarbeit zu erhalten. Es scheint, als ob Frauen am Beginn des 21. Jahrhunderts stärker als Männer freie Zeit für erstrebenswerter halten als höhere finanzielle Freiräume.

Viktorianer mochten die hier konstatierten Wandlungen im Lebensstil als *decline* abtun, aber die meisten Zeitgenossen würden wohl umgekehrt mehr Liberalität, mehr Gestaltungsfreiheit und weniger Doppelmoral attestieren. Vor allem zeigte sich ein Muster, das in ganz Westeuropa zum Ende des 20. Jahrhunderts leitend geworden ist und das für weibliche Lebensentwürfe ebenso gilt wie für die Trends der Massenkultur: die Individualisierung der Lebensstile. Die Popkultur der sechziger Jahre hatte, so sehr auch Musikgruppen die Szene beherrschten, den persönlichen Individualismus gefeiert. Eine Persönlichkeit wie John Lennon war eben nicht wie alle, und ebensowenig war es der erste Fußballer, der zur Popikone geworden ist: Der Nordire George Best, der bei Manchester United spielte. Genial, aber trainingsfaul und langhaarig, fuhr er Sportwagen, besuchte Nachtclubs und veränderte dadurch das öffentliche Bild des bisher als Proletensportart gehand-

haben Fußballs vollständig. Man erzählte von ihm, er habe als Nachttischlampe einen Totenkopf benutzt. In der Verehrung, die solchen Stars entgegenschlug, äußerte sich die Sehnsucht der vielen, ebenso unverwechselbar und gegen den Mainstream zu sein und zu leben.

War es dieser Individualismus, der dafür verantwortlich war, daß das Jahr 1968 in England keine tieferen Spuren hinterließ? Nur kurz flackerte der Protest auf, der in Frankreich zum Sturz der Regierung führte, und war dann wieder vorbei. In hohem Maß war das englische Achtundsechzig eine Studentenbewegung, besonders an den neuen Universitäten, aber der Protest war weniger politisch und weniger auf das System gerichtet. In Großbritannien herrschten indigene Wirkkräfte; neben der Unzufriedenheit mit der Labour-Regierung Wilsons wirkte auch ein starker Anti-Amerikanismus, der sich aus der Gegnerschaft gegen den Vietnamkrieg speiste, aber in Großbritannien sehr viel mehr wirkte als auf dem Kontinent, weil er die traditionelle *special relationship* in Frage stellte. Im Oktober 1968 kam es das einzige Mal zu Massendemonstrationen vor der US-Botschaft. Bei dieser Gelegenheit druckte die linke Zeitschrift „Black Dwarf“ einen Popsong ab, der von der BBC geächtet war. Es war „Street Fighting Man“ von den Rolling Stones, ihr einziger Beitrag zur Revolution. Aber auch hier dominierte die Attitüde: „Die Zeit ist reif für den Straßenkampf – aber was kann ein armer Junge denn schon tun, als in einer Rock’n’Roll Band zu singen?“ 1970 wurde der „Campus-Krieg“ ausgerufen, aber der einzige Tote war der Pförtner der London School of Economics, der einen Herzinfarkt erlitt, als Studenten das Gebäude stürmten. Die größten Probleme hatten wohl die Abgeordneten, die sich im Wahlkampf dieses Jahres mit maoistischen Störtrupps und Eierwürfen herumschlagen mußten. Insgesamt war 1968 in Großbritannien alles andere als ein wildes Jahr, und manche Aktionen schienen lediglich Nachahmungshandlungen der viel grundsätzlicheren und militanteren Bewegungen auf dem europäischen Kontinent und in den USA zu sein.

Dennoch machte dieses Jahr auch in Großbritannien deutlich, daß nun nicht nur in der Welt des Konsums und der Lebensstile, sondern auch in der Politik mit der jungen Generation zu rechnen war. „Jugend“ wurde nun zu einem politischen Thema. Die Senkung des Wahlalters auf 18 Jahre, die 1969 erfolgte, fand kaum Widerspruch, und besonders in der Labour Party zeigten sich junge Radikale, die die eingesessenen Abgeordneten unter Druck setzten. In der schweigenden Mehrheit aber wurde die Unruhe größer. Die *permissive society*, die sich in diesem Wandel von Werten und Lebensstilen zeigte, schien ihr bekämpfenswert, weil sich hier der *decline* Englands manifestierte. In dieser Unsicherheit lagen die Wurzeln für den Erfolg Margaret Thatchers zehn Jahre später. 1982 proklamierte sie die Krise der siebziger Jahre als ein Ergebnis der Sechziger: „Nun ernten wir, was in den Sechzigern gesät wurde . . . schicke Theorie und der Quatsch, daß alles erlaubt sei,

haben den Weg bereitet für eine Gesellschaft, in der die alten Tugenden der Disziplin verunglimpft wurden.“ Der Konsens, den sie aufkündigte, war in ihren Augen ein fauler Kompromiß, weil er bedeutete, gegenüber dieser Botschaft der sechziger Jahre zu kapitulieren. Gleichzeitig aber konnte auch sie sich nicht entziehen, Politik in generationalen Kategorien wahrzunehmen.

Soviel war aber richtig an Thatchers Einlassung: Die meisten Phänomene, die in Hinsicht auf Lebensstile seit den siebziger Jahren zu beobachten sind, sind Frucht der Sechziger. Dies gilt vor allem im Hinblick auf die massenmediale und konsumkulturelle Überformung der Jugendkultur. Sie wurde seit den siebziger Jahren zu einem Großunternehmen, mit dem Effekt, daß die Trends nun zunehmend nicht mehr beobachtet und medial erweitert wurden, sondern daß sie von den Plattenlabels, den Sendern und den Zeitschriften gemacht wurden. Selbst der Aufstand dagegen, der sich mit dem Wort „Punk“ verbindet, fiel der unmittelbaren Medienverwertung anheim. „Punk“ bedeutet „häßlich, schmutzig, Abfall“. Als Musikstil kam er aus den USA, Protest gegen eine zunehmend gemütlich gewordene Hippiekultur, und hatte seit den frühen siebziger Jahren an der Westküste und in New York reüssiert. Als ein schneller, aggressiver und simpler Musikstil schwappte er nach Großbritannien und traf dort in manchen Londoner Gegenden auf einen Jugendstil, der sich gegen die Konsumkultur der siebziger Jahre artikuliert, aber gleichzeitig Ausdruck einer sozialen Verelendung war, die sich auch in den Rassenunruhen und den Streiks der siebziger und frühen achtziger Jahre zeigte. Punk konnte deshalb in besonderem Maß Ausdruck einer Jugendkultur werden, weil er sich mit einer sozialen Krise verband, und die Jugendarbeitslosigkeit erschien aus dieser Warte als ein Krieg der Generationen. „No Future“ war die Kampfparole von Punk, der sich als ein Lebensstil der gewollten Asozialität verstand. Im besonderen wandte sich Punk dagegen, daß die aufständischen Rock'n'Roll Heroen von einst – gemeint waren vor allem die Rolling Stones – nun zu „boring old farts“ regrediert waren.

Die 1976 gegründeten Sex Pistols haben die Punkmusik nicht erfunden, waren aber deren authentischer Ausdruck. Das galt nicht nur für ihre Botschaft, daß jeder Musik spielen könne, weil Punk nur drei Akkorde benötige – was, streng genommen, auch für Rock'n'Roll galt –, und nicht nur für ihre öffentliche Erscheinung, die mit Sicherheitsnadeln im Ohr und Publikumsbeschimpfungen Aufmerksamkeit und Abscheu erregte. Es galt auch für ihre politische Botschaft, die besonders in ihren frühen Hits aufschien. Der Ruf nach „Anarchy in the U.K.“ war das Fanal einer ganzen Generation. „God Save the Queen“ griff gar das Allerheiligste des United Kingdom an, indem die britische Nationalhymne als Punkstück erschien.

Musikalisch waren sie aber nichts mehr als die Erben der Rolling Stones, nur einfacher, schneller und lauter. Punk wurde blitzschnell vermarktet, was wahrscheinlich auch die Absicht der Macher war, zumindest des Pistols-Managers Mal-

colm McLaren, der die Sex Pistols als Werbeträger für seinen avantgardistischen Kleiderladen „Sex“ gegründet hatte, und nun, wie es auf einer Schallplatte von 1980 hieß, den „Great Rock’n’Roll Swindle“ in Szene setzte. Die obszönen und politisch inkorrekten Auftritte und Stücke der Pistols führten zu einem landesweiten Bann in den Medien und auf Bühnen. Gerade dieses Verschweigen sicherte den Sex Pistols Erfolg, der allerdings nicht lange währte, denn schon nach zwei Jahren, 1978, löste sich die Gruppe wieder auf. Es war viel mehr ein posthumer Erfolg, der zusätzlichen Anschlag erhielt durch den Heroin-Tod des Bassisten Sid Vicious, und durch die Langzeitwirkung des von der Band propagierten Stils. Punk war musikalisch nicht sehr innovativ, wenn man davon absieht, daß er die Rock’n’Roll-Muster radikalisierte, aber er kreierte eine neue Ästhetik. Kein Wunder, denn viele britische Punkbands kamen aus dem Umkreis von Kunstakademien. In dieser Hinsicht war Punk ein höchst überlegtes und innovatives Produkt, das sich zum Lebensstil emanzipierte – zu einem mitunter desaströsen freilich. Denn auch bei den legitimen Nachfolgern des Punk, dem Grunge der neunziger Jahre und ihrem Flaggschiff, der Band Nirvana, setzten sich die suizidalen Begleiterscheinungen einer Popethik durch, in welcher der Untergang zum Zeichen des Erfolgs wurde. Kurt Cobains Selbstmord 1994 entsprach sehr genau dem Muster des Punk, bei dem Drogenmißbrauch und Drogentod, Selbstmord und soziales Scheitern die Begleiterscheinungen gewesen waren. Aber in diesem Fortwirken zeigte sich auch, daß Punk ein Stil war wie andere auch, legitimes Kind einer generationalen Konsumkultur.

Die lange Welle des Wertewandels, die mit der Kriegserfahrung nur beschleunigt wurde, zeigte einen Trend zur Individualisierung und zu gruppenbezogenen Lebensstilen. In kurzen, schockartigen Wellen wurden herrschende Lebensweisen in Frage gestellt, dabei aber nicht abgeschafft, sondern ergänzt. Aggressive Restaurationsphasen blieben dabei fast aus, wenn man von Thatchers Versuch absieht, der aber, genau besehen, das Rad nicht zurückdrehen konnte, sondern im Gegenteil seinerseits nur eine weitere Variante, die des individualistischen Tory-Yuppie, hinzufügte. Es war dabei meist die junge Generation, die die Rolle der Globalkritik übernahm und in dieser Hinsicht die Arbeiterschaft ablöste: Nicht mehr die ausgeschlossene Klasse stellte das System in Frage, sondern die Generation, die noch nicht Teil des Systems war und sich nicht nur fragte, ob ihr dies gelingen könne, sondern auch, ob sie dies überhaupt wolle. Seit den späten sechziger Jahren gingen diese Bewegungen aber enge Verbindungen ein mit kommerzialisierten und medial vermittelten Lebensweisen – dieser Trend lief gegen die In-

dividualisierung. Was die mediale Konstruktion von Kulturen tat, war, einen Set von Handlungen, Outfits, Lebensformen und Einstellungen zur Verfügung zu stellen, aus dem man sich bedienen konnte. Fragt man nach den britischen Spezifika dieser weltweiten Entwicklung zu generationalen Konsumkulturen, zu Individualisierung und partitionierten Lebensstilen, so kann man festhalten, daß es in Großbritannien nicht nur früher zur Ausbildung von solchen Entwicklungen kam und die englische Entwicklung deshalb stilprägend für Europa und vielfach darüber hinaus geworden ist, sondern auch, daß die generationalen Gruppenkulturen hier von höherer Bedeutung waren – möglicherweise eben deshalb, weil sie die Arbeiterkultur ablösten. Teds, Mods, Skinheads, Punks: all dies sind englische Erfindungen. Sie entstammten der sozialen Vorstellungswelt der Insel und gaben deren soziale Ordnung wieder.